

Die Reise als Differenzierung.

– Chromatisches Tagebuch an Franz Fühmann. –

Alles Ganze ist aufgespellt.

Endre Ady

1

Wir rekonstruieren ohne Archiv. Wir wollen die Akten nicht für alle Zukunft meiden, haben sie aber, unsortiert wie die Briefe und mit denen, weit entfernt abgelegt. Andere wurden in einem Anfall zerfetzt, zu Lesezeichen gerissen, zum Kopieren weggegeben und nie wiedergesehen, die Originale verschickt usw. Will sagen, wir haben gelebt, statt zu bauen.

Es macht sich also Rekonstruktion nötig aus der Halde Gedächtnis, aus dem Schlick, der sich an Rändern feuchter Kellergänge abgelagert hat.

Die Wissenschaft liebt das bereinigte Werk, das autorisierte zunächst, doch gleich hinterdrein seine Wurzeln, Notizzettel zur Herleitung der Form aus Lust oder, viel lieber, aus Qual. Die Wissenschaft ist auf die ihr eigene diskrete Art mit Akribie und Selbstverständlichkeit indiskret. Uns dagegen soll genügen, eine Erinnerung zu erfinden.

2

Franz Fühmann wußte seine Reisen zu planen, wenn auch nicht in dem gewünschten Rahmen zu halten. Was ihn aus dem märkischen Wald holte, mußte Hand und Fuß haben, ob nun als ein Lesemarathon durch mehrere Städte oder als wohlvorbereitete Reise zum Ort eines, seines „Stoffes“. Es mochte auch sein, daß eine Schulkasse ihm geschrieben und ihn um ein Gespräch gebeten, denn Einladungen von Kindern konnte er kaum ausschlagen.

Was mich reisen läßt, ist Geldnot oder Liebe.

Die Reise, aus deren Tagebuch im folgenden zitiert werden könnte, galt einer alten Liebe. Sie galt Budapest, sie galt Ungarn.

3

Wer soll das zusammenschreiben? Wer hebt die flatternden Blätter auf? Was könnte aus einem solchen Tagebuch überhaupt zitiert werden, jede Ansicht wegen ihrer unerwarteten Selbständigkeit irritierendes Stück Wirklichkeit?

Als mir dieser unsympathische Kerl gegenüber saß etwa, im Zug Richtung Pécs, an einem Novembertag 1992, nachdem ich in Budapest gelandet und in Empfang genommen worden war durch den Herausgeber der deutschsprachigen *Neuen Zeitung*, da wußte ich doch genau, daß der mir unsympathisch war mit seinem Teiggesicht und seinem grünen Schlips auf der weißen Hemdbrust und mit seiner goldenen Krawattennadel obendrein. Aber offensichtlich hatten wir beide das Raucherabteil verlassen, um zu rauchen. Wir nahmen Rücksicht auf die beiden reiferen Damen. Was das Erkennen einer Geste bewirken kann. Sein Deutsch perfektionierte sich im Laufe des Gespräches. Es war fast akzentfrei. Er wäre mit seinen ungarischen Eltern

aus Jugoslawien nach Westdeutschland ausgewandert, als Kleinkind, mit fünfzehn nach Ungarn zurückgekehrt, ans Gymnasium, absolviere nun nach reichlich Praxis ein Hotelmanagerstudium und sei darauf aus, in der Tourismusbranche selbständig zu werden. Er habe schon mit Freunden eine Firma gegründet.

Zurück im Abteil, ging die strickende Fünfzigerin am Fenster links von ihm kurz auf unsere deutsche Konversation ein, merkte ihre Kenntnis der Sprache an. Sie sei, sagte sie ohne Unterbrechung des Strickwerkes, Generalvertreterin für Macintosh Computer in Budapest und habe viel mit den deutschen Kollegen zu tun. Der kleine Dickliche war überaus interessiert. Nun wurde auf ungarisch über Rechnermodelle und Preise gesprochen, wurden über dem Strickwerk Kapazitäten und Grafikqualitäten abgehandelt, schließlich der unglaubliche Einführungsrabatt erwähnt und schließlich vom freundlichen Kleinen die Anschrift der Vertretung sorgfältig notiert.

Wo ich denn übernachte in Pécs. Ach da, gleich bei dem Gymnasium, das er einmal besucht hätte. Er würde mich hinfahren, falls mir sein altes Auto nichts ausmache. Leider konnte ich ihn wegen meiner, wie sich sofort herausstellte, überaus einnehmenden und dominanten Wirtin nicht mehr zum Essen einladen. Er verschwand blitzschnell in der Nacht mit meinem murkeligen Dankeschön, der sympathische Kerl. Könnte das zitiert werden? Stellt sich ein Bild her? Ach, könnte ich Figur und Landschaft wiedergeben wie Csontváry konnte, der große Naive aus Pécs, Maler des weltgrößten im Freien gemalten Bildes auf Leinwand, übrigens eine lichte Ansicht von Baalbek.

4

Die besondere Beziehung Fühmanns zu Ungarn basierte auch auf einer Projektion. Nicht nur, daß seinem österreichischen Selbstverständnis die ungarische Lebensweise, begonnen mit den Budapester Cafésäubern und dem Kezét csókolom alias Küß die Hand, angenehmer war als jede nördlichere, insbesondere die preußische Art, wie Menschen einander begegnen können. Nicht nur, daß das Budapester intellektuelle Leben zwischen katholischem Umfeld und, in den Maßstäben Osteuropas nach dem Holocaust, gebliebener starker jüdischer Prägung ihm als Sudetendeutschen allemal näherstehen mußte als unsere dröge, betont säkularisierte Denkungsart, aber vor allem Bilderwelt.

Nein, es war *auch* der aufgeklärte Sozialismus Kádárscher Prägung, der einen wie ihn dorthin trieb, wo es wenigstens hieß: Wer nicht gegen uns ist, der ist für uns, eine Maxime, die zwar erst eine Zeit nach der Niederschlagung des 56er Aufstandes so formuliert wurde, sich aber real auswirkte, wie in den siebziger und frühen achtziger Jahren jeder Ungarnreisende, besonders einer aus der DDR, mit einer gelinden Begeisterung registrierte. Und das galt sogar, wenn der- oder diejenige nicht wegsah und nicht weghörte, wenn ungarische Freunde oder bestimmte überaus realistische ungarische Filme oder einfach die widersprüchlichen Bilder des ungarischen Alltages ihre Sprache gegen alle Euphorie setzten.

Das politische Gesicht des Dichters Fühmann spiegelt sich gerade auch in seiner, nennen wir es einmal so: Lust auf Ungarn. Mit Kurt Hager etwa, einem im Zentralkomitee der Einheitspartei über Jahrzehnte für Kultur zuständigen, außerordentlich ungeistigen Professor, traf er nur einmal direkt zusammen, und noch die spätere mündliche Wiedergabe davon ließ uns beide erschauern.

Professor Kurt Hager nämlich hatte Franz Fühmann mit der grinsenden Mitteilung empfangen, es befänden sich keine Wanzen im Büro, sie könnten also offen reden. Er hatte sich auch nicht entblödet, zuvor demonstrativ die Täfelung abzuklopfen. Um so auffälliger, daß die ungarische Figur von ähnlicher Stellung, ein Herr Aczel, ihm Respekt abnötigte und auch Seufzer, so einen bräuchten „wir in der DDR“. Fühmann war aus Gründen nicht nur loyal, sondern blieb engagierter Sozialist, bis zum bitteren Ende, bis jenseits des Ekels, bis ihn derselbe Sozialismus aufgebraucht und im Wortsinne zersetzt, aufgefressen hatte – als Darmkrebs.

Alles Zufall, gewiß! Welcher Gottheit der immer zur Seite stehen mag oder, wie immer wieder zu hören, welchen Schein von Transzendenz er an sich selber haben mag... Nachdem ich mich zur Rückfahrt Richtung Budapest ins Abteil hatte fallen lassen, stieg wiederum ein kleiner Mann ein, durchaus von anderer Erscheinung allerdings als der oben beschriebene. Vom Aussehen schloß ich leicht auf einen Akademiker, der über all der staubigen Bücherarbeit nicht auf die Idee kommen kann, der Wirkung seiner vor allem bequemen, vor allem lang in Gebrauch befindlichen und also noch bequemeren, weil lang gewohnten Bekleidungsstücke nur irgendein beiläufiges Interesse zu erweisen. Irgend etwas Graues trug er. Ich hab es selbstverständlich vergessen, konnte es nur vergessen. Wir lasen stumm, ich nochmal in der rührenden Broschüre vom Csontváry-Museum, er mit dem Stift in der Hand in losen Kopien und Notizen.

Nach zwanzig Minuten vielleicht – bei meiner stummen bzw. bloß verneinenden Zwiesprache mit dem munteren Schaffner hatte ich mich als Ausländer entpuppt – trafen wir uns im Gespräch über die Pécs University, den akademischen Notstand mit Doppel- und Dreifachverpflichtungen um des materiellen Überlebens willen und die politische Situation Ungarns wieder. Dabei wähle ich willkürlich aus. Wir sprachen sehr schnell über sehr vieles. Aron P. war Historiker und Literaturwissenschaftler, spezialisiert auf Renaissance und alle folgenden europäischen Querverbindungen, wäre gern zu meiner gestrigen Lesung im Lenau-Haus, im ungarndutschen Kulturzentrum, gekommen, habe aber davon nichts gewußt, was allerdings, leider, typisch sei. Ich lebte also in Hamburg. Die Niederschlagung des Aufstandes 1956 hätte er mit seinen Eltern im Keller erlebt, und sie hätten zufällig den Band der Propyläen-Weltgeschichte über das 20. Jahrhundert dabeigehabt. Die Abbildung des Chilehauses hätte ihm damals sehr imponiert, und inzwischen gebe es auch eine Fotografie mit ihm davor.

Selbstverständlich fuhr er mich zu der Hinterhofwohnung, in der ich wohnen sollte, die allerdings trist war, in jene spätabends etwas bedrohliche Gegend beim Westbahnhof. Und es war, selbstverständlich, ein Riesenweg für ihn. Ich lud ihn lieber gleich zum Essen ein, bevor er mir abhanden käme wie der andere kleine Mann, wozu er von einer letztlich doch auffindbaren funktionstüchtigen Telefonzelle aus seine Frau verständigen mußte. Sie sah ihn nicht allzu oft, vermutete ich. Er bestätigte es. Aber doch, sehr gerne, sollten wir jetzt da auf der Ecke in dieses Lokal gehen. Das dünstete noch ganz und gar sozialistisch-rustikalen Charme. Auch das Gesicht des bulligen Obers fügte sich ins atavistische Gruselbild, das einen fast schon wieder sentimental hätte anmachen können, rein theoretisch gesprochen.

In einer Stadt wie Budapest nach Jahren ankommen und sich wie zu Hause fühlen. Sich hier auskennen. Namen und Lage von Plätzen, Straßen, Kirchen und Bädern kennen. Ohne Überlegung eine Richtung einschlagen oder in die richtige Metro einsteigen. Nicht verlorengehen können in dieser großen, schönen Stadt. Zu Hause sein in Europa.

Gleich beim Oktogon, wo sich die frühere Straße der Volksherrschaft mit dem früheren Leninring trifft, d.h. die vorsozialistische und nachsozialistische Andrassy mit dem vormaligen wie heutigen Elisabethring, also gleich bei „Burgerking“ und „Pizza Hut“, gleich bei den Familien, den drei Generationen miteinander, die bei einem Cheeseburger der amerikanischen, der hier allseits geschätzten westlichsten Lebensweise sich nahe

wähnen, gleich dort fand sich ein kleines Café.

Es erinnerte mich an ein Café, das ich noch nie gesehen hatte. Es war das Café, in dem ich gerne meine ersten Gedichte geschrieben hätte, wie ein zukünftiger Autor des *Nyugat* vielleicht, zwischen den Weltkriegen im Café *New York* unweit von hier.

Es war das Café, in dem ich gern alle meine weiteren Texte schreiben würde. Es war das Café, in dem ich wenigstens einen Brief schreiben würde, einen, der lange überfällig war. Ich schreibe ihn angesichts des einfachen Tresens und der jungen Frau und des jungen Mannes, die hier beinahe freundlich bedienen, und angesichts der drei alten Männer am Nebentisch oder der wohlangezogenen Familie, die sich vor dem Abend im nahen Opernhaus stärkt, angesichts der studentisch wirkenden Menschen, die in gemessenen Abständen kommen und gehen, angesichts der Leute, die die Treppe gegenüber hinaufsteigen und zu einem mir noch verborgenen Raum, den ich morgen erst sehen werde, wenn ich wiederkomme, morgen, wenn der betrunkenen schrankhafte Typ im schwarzen Anzug sich an den Flügel oben setzen wird und, statt sich zuhälterhaft zu spreizen, ein wenig präladieren wird, wobei ihm seine Freundin, vielleicht noch nicht fünfzig, vielleicht noch Nutte oder gerade nicht mehr, mit genreübergreifendem Stil und allem Charme der Verliebtheit sich rauchend und trinkend hinter ihm auf einem Hocker plazieren wird.

Das alles wird morgen geschehen, nachdem ich heute den Brief entworfen haben werde, den ich jetzt bei einem großen Braunen beginne und den ich hier wiedergeben möchte. Er ist an einen Künstler gerichtet, an einen Bildhauer von Graden, Maler und Graphiker dazu, einen Radierkünstler insbesondere, mit dem mich Herkunft wie Biografie und folgerichtig auch Problemstellung wie Thematik dessen, woran wir uns abarbeiten, mit dem mich all dies verbindet und dem ich eben darum folgendes mitzuteilen ansetzte in beschriebenem Café in Budapest. Ich bedurfte wie oft des Abstands, dieses nur zu üblichen Abstandes der stets Reisenden voneinander, die doch von einem Punkt ausgegangen waren und einander auf keinen Fall verlieren konnten, wenn ich es recht sah.

Der Brief also schien mir notwendig, wenn auch sein Gedankengang noch immer nicht in ganzer Brisanz formulierbar werden wollte und will. Mangels Abstand, wegen der eher unangenehmen Aktualität darf er wie ich hoffe in dieser vorläufigen Form wiedergegeben sein.

Budapest, Café..., 21.12.1992

Lieber S., in der üblichen Verwirrung hatte ich, damals, vergessen, daß Du nicht mehr bei der Sommerakademie sein würdest, wenn ich zur Lesung käme. Offenbar war ich aber auf ein Gespräch mit Dir erpicht, denn ich führte es in eben diesem Bewußtsein eines Stellvertretenden mit St. Nichtsdestotrotz muß es auch zwischen uns stattfinden.

Bitte nimm das nun nicht als die Vorrede zu „Szenen einer langjährigen Freundschaft“. Nein! Das Thema, das sich über dem Bier in einer Imbißkaschemme auf Plastikstühlen vor einem thüringischen Dorfbahnhof zwischen St. und mir ergab, war zunächst das leicht einleuchtende von unser aller Irritation seit dem Mauerfall, speziell der von früher ausgereisten Künstlern, wie wir es auf sehr verschiedene Weise, doch der parallelen Erfahrung nach, sind.

Verzichten kann ich hier auf den Kommentar zu der Schwemme von zuvor nie gesehener „authentischer Ostkunst“, die aus Moskau, Leipzig usf. herangeholt wurde, nur um schnell zu der Erkenntnis beizutragen, das auch diesmal „die Schubladen leer“ waren (mit dem auf die Literatur der Inneren Emigration nach 1945 gemünzten Begriff), nämlich der Qualität nach, vor allem und zum wichtigsten Ende hin: der Qualität nach. Die Wünschelrutengänger des Verkannten und mit ihnen manch eine seriöse Presse, die das noch Unentdeckte oft als einen Wert an sich betrachten, mochten diesbezüglich wohl kaum mehr auf das eben noch Gefeierte festgelegt werden. Geschenkt.

Die wesentliche Irritation, und zwar im nicht vollkommen, aber doch sehr direkt übertragenen dermatologischen Sinne, sie ist eine künstlerische. (Vermutlich sind wir zwar nicht ganz die sensiblen Dünnhäuter eines der hergebrachten Künstlerbegriffe, aber wir sind es in Momenten eben doch auch.)

Unser aller Thematik hat eine Verwerfung durch mehrere Schichten erfahren. Unser aller Arbeit steckt vom Fundament her in der Krise, soweit dieses gegossen worden ist in Zeiten stabilen Nachkriegs zwischen Deutschland einerseits und vorher und Deutschland andererseits und nachher.

Dabei ist rational wohl von Anfang an mehr klar gewesen als das, was sich in der Arbeit niedergeschlagen hätte. Um es weniger trocken zu sagen: Seit dem Umbruch 1989 denke ich nichts anderes mehr als: Loserzählen! All die Geschichten aus dem Sack lassen, die nur ich kenne, ich z.B., Nachkrieg-DDR etwa als Panoptikum zerstörter, dumpfer Persönlichkeiten in einem Bad grauen Staubes! Oder das gleichzeitige Gegenteil: Lebendiges Grab Hoffnung für Kinder mit leuchtenden Augen z.B., immer nur z.B. Und? Wo sind die Geschichten? Verborgen wohl in meiner hohlen Hand, nicht kalt, nicht warm, allemal unausgegoren.

So langen Vorspruchs bedarf ich offenbar, um von dem Unbehagen schreiben zu können, das ich mit der Tendenz Deiner Arbeiten, und zwar mit ihren Sujets, hege. Du ahnst hoffentlich längst, worum es mir geht, was meine Frage ist: Ob Du Deinem Thema ausweichst, ob Du in den letzten Jahren, beginnend schon vor '89, davon abgerückt bist? Ob etwa bei der Auseinandersetzung mit der Kreatur, ob über Swiftschem Gaul (dem besseren Menschen) und transzendiertem Straßenköter nicht etwas verlassen worden ist, das Dein anderes Eigentliches wäre. Und ich verstünde das im oben beschriebenen Sinne als etwas, dem Du ausgeliefert bist, vielleicht, wie es andere auch sind, wie ich selbst es bin?

Geistige Möglichkeitsform, wenn ichs auch indikativ schreiben will. Das Thema hat uns kurzzeitig verlassen. Ich muß Dich also nur fragen, ob Du im Bewußtsein davon lebst. Lebst Du in der Sicherheit, Deinem Thema wiederzubegegnen, wenn Du nur jetzt durchstehst, wenn Du nur das Zweite, das Fernerliegende (neben dem, was nötig deutlicher nach dem Gelde geht) jetzt treibst, das Du zu treiben gezwungen bist? Laß mich bitte übertreiben: Hältst auch Du Dich also nur an die Pfütze, solange der Durst nicht aus der Quelle oder am produktiven Spiritus gestillt werden kann?

Metapher beiseite: Das Leporello, das wir zwischen Berlin und Hamburg, Berlin und Starnberger See, sogar zwischen Berlin und Rom einander zusandten oder anderweitig herumschleppten, um es wie ein gemeinsames Tagebuch zu gestalten, es stellt den Hintergrund der jeweiligen Arbeit regelrecht aus – und indiziert das, was ich unser beider unfreiwilliger Verweigerung nennen will. Deine allerdings ist leichter zu bestimmen: Das Bonzentheater DDR, sein wirken in Dein (wie mein) Bewußtes und Nichtbewußtes hinein, das Hoffnungstheater Sozialismus, das Pappkameradenspektakel, die Gesichter verkommener, verlogener, lebendig abgestorbener, tausendfach zerbrochener sogenannter alter Antifaschisten, die irgendwann achtlos Körper, auf uns bezogen aber Seelen, (Kinderseelen), mordeten, weil sie selbst keine mehr hatten, und sie zu viel gesehen und nichts verstanden hatten oder weil sie nur verstanden hatten, zu überleben auf die schäbige Weise, auf die nur überlebt werden konnte in ihrer Welt – sie sind Dein quasi, biographisch vorgegebenes Thema, das Du verlassen hast, von dem Du weggegangen bist, um in Klassizität, in traditionsbewußtem deutschem Bildwerk anzukommen... Aber Du kommst nicht an, noch lange nicht, und auch nicht nur so.

Lieber Freund, der kleine, häßliche „Ekel“ mit der schwarzrotgoldnen Fahne – er genügt nicht. Vielleicht ziehe ich unzulässige Parallelen zwischen uns, aber: Unser Thema ist (neben anderen, gewiß, neben so vielen anderen, aber eben sehr zentral) der Nachkrieg DDR, ist die sozialistische deutsche Trümmerstätte, und nicht der allgemeine, sozusagen beliebige Ekel vor dem eigenen Deutschsein.

Dem entkommt man so nämlich nicht. Da landet man in der billigen Haltung, in der die erste taz-Generation (um „die 68er“ mal anders zu sagen) zu großen Teilen geistig verharrt. Da landet man in der Verstocktheit, die keinen heutigen Bürgerkrieg mehr interpretieren kann, geschweige denn beurteilen, weil sie das Nationale nicht gelten lassen kann, sondern als obsolet verdammt und tabuisiert.

Jetzt bin ich von Kunst auf Teufel gekommen.

Unserem Thema ist jedenfalls nicht mit Glätte beizukommen, vielleicht auch nicht mit der im übertragenen

Sinne, die überkommene Zeichen, hergebrachte Symbole, traditionelle Allegorien wieder zu ermöglichen scheinen. Unsere alltäglichen Tode tragen ihre eigenen, schäbigen Masken, die mit adäquaten Instrumenten abzubilden wären.

Soweit mein angerißner Fragenkatalog. Ich hoffe auf unser Gespräch.

Der Brief ist ein Beleg für uneigentliches Reisen geworden. Du suchst nicht, sondern schaust zurück, wendehäsig auf den eigenen Wurmfortsatz fixiert. Du nimmst das Besondere im Fremden nicht wahr, sondern fahndest nach Parallelen und dies ist noch der beste Fall. Der schlammere steht hiervor.

„Nabelschau“ war ein Schimpfwort gegen meine literarische Generation in der DDR. „Nabelschau“ heißt es auch jetzt, nach Wendetisch, zur Charakteristik dessen, was deutsche Autorinnen und Autoren veröffentlichen. Möge sie sich als notwendig beweisen und die, allerdings eingestandene, Not wenden.

Wozu hat Fühmann das fiktive Tagebuch *Zweiundzwanzig Tage oder Die Hälfte des Lebens* in Budapest angesiedelt? Um deutlich freier assoziieren an einem entfernten Ort der Sympathie (noch einmal sei's gesagt, daß der ihm vom „Stern der Geburt“ her ungleich näher stand als Preußen), aber auch um *den Ort als anderen* benutzen zu können, in Wahrheit also von ihm abzusehen, von ihm aus retour auf die deutsche Malaise, die damals und für ihn allemal nur einen Namen haben konnte, den des Verhältnisses zu Auschwitz. Wie lautet er für uns, neben dem desselben Eingedenkseins? Sicher nicht nur nach dem zu findenden Kunstausdruck, aber vielleicht nicht sehr verschieden davon. Vielleicht gehört zum geistigen Vollzug des Wiedereintritts in die Geschichte des älteren Europas zunächst und vor allem Besinnung? Vielleicht haben wir angesichts der beruhigend (sic!) permanenten Krise des Planeten auch und um so mehr Zeit zum Nachdenken? Womöglich ist die Raserei von Hunderten von TV-Kanälen in den Pausen der Jagd nach dem gigantischen Grundbedarf eines Bewohners Mitteleuropas allererste Gelegenheit für solche, die die Chance begreifen: *Memento mori* und Ausblick in Klarheit.

Fühmanns Universalismus übrigens hatte auch von derartiger Eschatologie. Er ruinierte ihn, weil die künstlerische Produktion dem niemals genügen konnte. Keine konnte oder kann es je. Das Werk näherte sich dem eigenen Anspruch nur an. Die Bibliothek wuchs auf babylonische Ausmaße zu, konnte sie nur nicht erreichen, weil sie vorher längst das Häuschen im Wald, den Arbeitsplatz in der Blechgarage, die Wohnung im „Haus 1“ über dem Strausberger Platz und diverse karierte Taschen, die in aller Welt verteilt waren, sprengte. Die Bündelung gelang weder dem Sammler noch dem Leser noch dem fruchtbaren Schriftsteller. Sie konnte nicht gelingen. Sämtliche Bögen waren überspannt, und mit jedem Tag auf den Tod zu wurde der Grenzverlauf nur deutlicher.

Das persönliche Tagebuch ist noch nicht zugänglich, aber es könnte auch von diesem Scheitern sprechen.

Fühmann verschenkte obendrein immerzu Bücher. Oft hatte er sie eben in irgendeinem Westberliner Antiquariat erworben und durchs Labyrinth Bahnhof Friedrichstraße geschleust, wiederholte Anschaffungen, bewußt oder unbewußt um des Zweckes willen, die überzähligen Exemplare zu verschenken. Kostbarste Konterbande gelangte so etwa in Ostberliner Hinterhauswohnungen: Koestlers *Sonnenfinsternis*

oder Georges Gedichte in einer *Reclamauswahl* oder die Erstausgabe von Gottfried Benns Bändchen *Über mich selbst*. Ob es der Nachwelt schon wieder erklärt werden muß, daß diese Autoren Mitte, Ende der siebziger Jahre in der DDR nicht veröffentlicht waren, ebensowenig wie Sigmund Freud oder George Orwell oder Günter Grass mit seinem Hauptwerk oder Ernst Bloch oder Karl May?

Eine Empfehlung von Fühmann war es auch, den in Kioskauslagen vergilbenden *Reclamband* von Jorge Luis Borges' Erzählungen zu erwerben. Darin fand sie sich, die „Bibliothek von Babel“. Es gibt keinen Zufall.

1992, Fragment

Uwe Kolbe, literatur für leser, Nr. 2, 1993